Ein verzweifelter Fall.

Eine Detektivgeschichte von Max Dürr.

Frau Edith Farwell war in entsetzlicher Aufregung; soeben hatte es neun Uhr geschlagen und noch war er nicht zu Hause. Um vier Uhr war der Gatte fortgegangen, spätestens um 8 Uhr wollte er da sein und jetzt schlug es neun Uhr! Wenn er wenigstens Bob mitgenommen hätte oder Ajax, den Hofhund, aber er ließ sich ja niemals etwas sagen, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte. Kein Zweifel, es war etwas passirt! Wenn er krank geworden, wenn er angefallen wurde in den einsamen nächtlichen Straßen! — Erst gestern las man in der Zeitung von einem Ueberfall auf offener Straße. O! In Gedanken sah sie schon die Männer, die langsam und ernst des Weges daherschritten, eine verhüllte Bahre auf den Schultern. Sie hätte laut schreien mögen vor Angst. Wieder eilte sie zum Fenster, zum zwanzigsten Male, und beugte sich lauschend hinaus; nichts regte sich in den stillen Straßen. George Farwell kam nicht.

Zum ersten Male in ihrer Ehe ließ er sie längere Zeit allein, und sie waren doch schon mehr als ein halbes Jahr verheirathet. Sah George sich ausnahmsweise einmal gezwungen, länger als eine Stunde von ihr fernzubleiben, so ging sie eben zu Papa und Mama. Aber heute war sie ganz allein! Er hatte ihr zärtlich betheuert, er gehe nur, weil der Sieg des Kongreßmitgliedes Allan Hopson gefeiert werde, und man ihn verachten würde, wenn er dem fern blieb. Seufzend gab sie nach, nun rächte es sich bitter, schrecklich!

Wie öde und stille war es in diesem einsamen Hause! Sollte sie zu Papa und Mama eilen, ihren Rath zu erfragen? ? Mama war so erfahren. Aber Papa spottete so gerne, er war imstande zu höhnen, wenn ihr Herz blutete. — Da, schnelle Schritte! Sie kamen näher, weithin tönten sie in der Nacht. Ihr Auge suchte das Dunkel zu durchdringen. Jetzt trat der Wanderer in den Schein der Laterne, George war es nicht! Sie drückte die Hand an das pochende Herz, da kam ihr ein Gedanke. Schnell eilte sie zur Thüre. „Jane," rief sie, „Bob soll zum Klubhaus fahren und sehen, ob der Herr noch dort ist."

Jane verschwand eiligst. Edith warf sich in einen Lehnstuhl. Ihr Herz sagte ihr, daß er nicht mehr dort sei! Nie könnte George über eine Stunde länger, als er versprochen, fortbleiben, wenn ihn nicht höhere Gewalt zurückhielt!

Zwanzig Minuten war Bob fort; jetzt kam er zurück, aber er kam allein. Im Klub war alles todtenstill, das Haus geschlossen, berichtete er.

Frau Edith Farwell wurde leichenblaß, ihre Lippen preßten sich fest zusammen. „Du fährst mich zu Mama," befahl sie mit stockender Stimme, „auch Jane soll mich begleiten." — Alsbald rollte der Wagen davon. —

Es war zehn Uhr. Der seidene Schirm der Lampe verbreitete einen rosigen Schimmer in dem traulichen Gemach. Frau Edith Farwell saß in dem Lehnstuhl ihres Mannes und schluchzte leise, das Taschentuch vor die rothgeweinten Augen gepreßt. Neben ihr saß Frau Hergath, ihre Mutter, eine Frau mit energischen Gesichtszügen, und starrte unbeweglich nur auf einen Punkt, den im Schein der Lampe glitzernden Thürgriff. Sie war nach Ediths Besuch mit ihrer Tochter in deren Heim gefahren, sie zu trösten und die Heimkehr des Schwiegersohnes zu erwarten. Sie begann in Gedanken eine Rede auszuarbeiten, länger, eindringlicher und überzeugender als die eines Kongreßmitgliedes; allmählich aber verlor sie den Faden, das stille Weinen der Tochter drückte an ihre Nerven und sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie selbst in Sorge war. In weiter Ferne hörte man das Jauchzen und Geschrei des trunkenen Volkes, das ein Hurrah nach dem anderen auf den Sieger Hobson ausbrachte. Seltsam stach gegen diesen Lärm das tiefe Schweigen des vornehmen Stadtviertels ab, in dem das Haus Herrn Farwells lag.

Frau Hergath zog die schweren seidenen Vorhänge zurück und sah zum Fenster hinaus. In finsterer Nacht lagen Straßen, Gärten, Häuser, nur vereinzelt sah man da und dort noch an den Fenstern gedämpftes Licht. Frau Hergath schloß das Fenster und verließ das Zimmer.

Nach kurzer Zeit trat sie wieder ein. Schweigend setzte sie sich wieder an den Tisch. Draußen vernahm man das Fortrollen des Wagens.

Edith hob ihr thränenüberströmtes Gesichtchen. „Ich lasse Herrn Panatche holen," erklärte Frau Hergath leise, aber mit Nachdruck.

Herr Panatche war der berühmteste Detektiv der Stadt, ja des ganzen Staates. Er brachte zwei seiner Gehilfen mit, die unten im Dienstzimmer bei Bob die Befehle ihres Meisters erwarteten. — Mit der ihm eigenen Ruhe hörte er die Erzählung der älteren Dame an, während Edith schluchzend durch Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen gab. Dann furchte er in tiefem Nachdenken die hohe Stirn. „Meine verehrten Damen," sagte er endlich fast zaghaft, „dürften nicht ihre Befürchtungen doch etwas verfrüht erscheinen? Wäre es nicht möglich, daß Herr Farwell sich anläßlich der Feier etwas verspätet hätte, daß er noch einen anderen Klub . . . ." Er unterbrach sich, denn Frau Hergath schleuderte ihm einen so drohenden Blick zu, daß ihm das Wort in der Kehle stecken blieb. Frau Farwell aber warf entrüstet das Köpfchen zurück; darauf stöhnte sie herzbrechend.

Herr Panatche ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Ich verkenne die Gründe nicht," sagte er einlenkend mit sanfter Stimme, „die Ihre Besorgniß sehr wohl rechtfertigen. Ich schlage Ihnen vor — es ist jetzt ½12 Uhr — noch bis 12 Uhr zu warten. Ist Herr Farwell dann noch nicht zurückgekehrt, so werden wir unsere Thätigkeit beginnen, und ich garantire Ihnen, ich werde ihn finden! Lebendig oder todt!" setzte er leise hinzu.

Glücklicherweise schienen die Damen diese letztere Bemerkung überhört zu haben. Sie gaben ihre Zustimmung zu erkennen. Herr Panatche erhob sich und begab sich zu seinen Gehilfen, um sie über die Sachlage zu informiren.

Mit dem Schlage der Mitternacht verließen die drei Männer das Haus, Herr Farwell war nicht zurückgekehrt. 1 Uhr Morgens ließ sich Herr Panatche den Damen melden, die in stummer Sorge beim Lampenscheine am Tische saßen. Frau Hergath hatte ein Buch zur Hand genommen, während die arme Edith mit brennenden Augen in's Leere starrte. Mit banger Erwartung eilte sie dem berühmten Manne entgegen. Seine Miene war sorgenvoll, doch nicht hoffnungslos.

„Sie haben ihn nicht gefunden," rief Frau Farwell verzweifelt.

„Noch nicht, doch ist es uns gelungen, bedeutsame Spuren zu entdecken, die Sache beginnt ernst zu werden, sehr ernst! Nachdem Herr Farwell um 8 Uhr erklärt hatte, daß er nach Hause zu gehen wünsche, wurde er von seinen Freunden fast gewaltsam bis 9 Uhr aufgehalten. Dann verließ er mit seinem Freunde Samuel Parker den Klub mit der Erklärung, daß er jetzt unbedingt nach Hause gehe. An der Straßenecke trennten sich die beiden Freunde, nachdem Herr Farwell einen neuen Versuch seines Freundes, ihn zum Aufsuchen eines zweiten Klublokals zu bewegen, mit Bestimmtheit zurückgewiesen hatte. Herr Farwell schlug den Weg in der Richtung nach seiner Wohnung ein. Seitdem ist seine Spur verloren!"

Ein doppelter Aufschrei ertönte, halb ohnmächtig sank Edith in ihren Lehnstuhl zurück.

„Fassen Sie Muth," bat der berühmte Detektiv, „in einer Stunde erhalten Sie neue Nachricht. Ich werde meine Mannschaft verstärken." Mit leichter Verneigung verließ er die Unglücklichen.

Um 2 Uhr traf ein Bote Herrn Panatches ein. Er wußte nichts zu berichten, als daß die Nachforschungen ergebnißlos geblieben seien, daß aber Herr Panatche seinen Eifer verdoppeln werde.

Um 3 Uhr Morgens mußte Bob den Hausarzt holen, da Edith in Weinkrämpfe verfiel. Gegen 4 Uhr legte sich die junge Frau auf die Ottomane, da sie so schwach war, daß sie sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte. Ihre Mutter schlief im Lehnstuhl.

Der Morgen begann zu grauen, als ein neuer Bote Herrn Panatches die Nachricht brachte, daß dies der merkwürdigste Fall sei, den der berühmte Detektiv jemals erlebt habe. Auf den bestimmten Befehl des Dr. Quatch entschloß sich Edith, zu Bette zu gehen, nachdem sie Jane die strenge Weisung gegeben, sie alsbald zu benachrichtigen, wenn von Herrn Panatche neue Botschaft eintreffe.

Mit wankenden Füßen schritt sie den teppichbelegten Gang hinab, dem Schlafzimmer zu, während die treue Jane leuchtete. An der Thüre blieb sie erstaunt stehen. Ein sonderbares und doch so wohlbekanntes Geräusch schlug an ihr Ohr. Mit zitternder Hand tastete sie nach der Thürklinke und öffnete hastig die Thüre. Dann stürzte sie mit jubelndem Aufschrei auf das eine der beiden Betten in dem Schlafzimmer. „George", rief sie in den hellen Tönen der Freude, „George, mein Geliebter, du bist da?!"

George Farwell stützte sich schlaftrunken auf einen Arm. „Was hast du denn, Edith, weshalb bist du gekommen? — Ich hatte mich im Klub ein wenig verspätet. Als ich nach 9 Uhr nach Hause kam, war Niemand da. Da ich mir dachte, du werdest zu Mama gefahren sein, und müde war, legte ich mich zu Bette und muß wohl eingeschlafen sein, da ich dich nicht kommen hörte. Verzeihe mir, liebe Edith."

Sie aber bedeckte sein Gesicht mit leidenschaftlichen Küssen. —

Gegen 7 Uhr Morgens ließ Herr Panatche durch einen Boten mittheilen, er müsse leider gestehen, daß er den Fall als sehr ernst, als nahezu aussichtslos anzusehen geneigt sei. Immerhin hoffe er, im Laufe des Morgens die Spur des Verschwundenen aufzufinden.

Pips-Auto-Pest.

Eine amerikanische Geschichte von Erwin Rosen.

Der junge Pips, Sohn des alten Pips von Pips, Pankert & Co., Bremen, befand sich augenblicklich in New York. Seine Anwesenheit in New York hatte drei durchaus verschiedene Gründe. Erstens sieht sich jemand, der in Bremen zu Hause und obendrein der Sohn einer großen Firma ist, ganz selbstverständlich einmal New York an. Zweitens sollte der junge Pips die Baumwoll-Interessen der väterlichen Firma in New York vertreten. Und drittens gab es am Bremer Stadttheater eine Schauspielerin. Diese (nicht mehr junge) Schauspielerin und der (sehr junge) Pips waren so harmonisch, daß die Sache weder mit des jungen Pips Geldbeutel noch mit des alten Pips Ansichten harmonirte . . . Aus all diesen Gründen war der junge Pips in New York.

*

Der junge Pips ging im Zentralpark spazieren. Er war sehr vergnügt, denn heute hatte er einen geriebenen alten Vollblut-Amerikaner in einer Baumwollen-Transaktion dermaßen gründlich über die Ohren gehauen, daß sein Bremer Selbstbewußtsein förmliche Wellen des Vergnügens schlug.

Da klopfte ihm jemand auf die Schulter und eine Stimme sagte mit öliger Liebenswürdigkeit:

„Dürfte ich mir vielleicht erlauben . . ."

Der junge Pips drehte sich um und sah sich das Individuum mit einigem Erstaunen an. Den Menschen kannte er doch nicht. Verschmitztes Gesicht mit einem echten Yankee-Kinnbart, der schon grau wurde, schwarzer Schlapphut, schäbiger Gehrock . . . Nee, den kannte er nicht. Und nun fing Pips an, sich zu ärgern. Pips war sehr stolz auf seine Anpassungsfähigkeit und legte einiges Gewicht darauf, in New York wie ein Amerikaner auszusehen. Im Uebrigen sprach er englisch wie Wasser.

„Dürfte ich vielleicht . . ." begann wieder das Individuum.

„Erlauben Sie 'mal!" unterbrach ihn Pips. „Wie kommen Sie eigentlich dazu, mich deutsch anzusprechen? Woher wissen Sie, daß ich ein Deutscher bin?"

„Ein bißchen Beobachtungsgabe," sagte der Schäbige. „Nur ein bißchen angeborene Beobachtungsgabe, hochverehrter Herr. Die Gesichtszüge, der Schnurrbart — das giebt schon einen Anhaltspunkt. Ja, ja . . ."

„Hm —" murmelte Pips. Er überlegte, daß der Kerl ihm wahrscheinlich vom Hotel gefolgt sei.

„Ja, ja, das sind Anhaltspunkte. Und vorhin kauften Sie eine Rose, hochverehrter Herr. Ja ja. Als Sie diese Rose bezahlten, nahmen Sie die Nickel aus Ihrem Portemonnaie. Nun wußte ich, daß Sie ein Deutscher waren. Ein Amerikaner trägt nämlich sein Geld und speziell Nickelgeld in der Hosentasche . . . Wir sind also Landsleute."

„Hm!" murmelte Pips. (Die Sache mit dem Portemonnaie imponirte ihm.)

„Und ein Landsmann, der augenblicklich niedergebrochen ist, möchte Sie, hochverehrter Herr, ganz ergebenst ersuchen, ihm mit einer kleinen Gabe, mit einigen Dollars nur, unter die Arme zu greifen."

„Donnerwetter!" sagte Pips. „Fangen die kleinen Gaben bei Ihnen mit einigen Dollars an?"

„Ich nehme auch gerne weniger," erklärte der Schäbige.

„So—oh?" sagte Pips gedehnt. „Sind Sie denn ein Deutscher?"

„Meine Eltern waren Deutsche. Ich bin hier geboren, hochverehrter Herr. Ja, ja, ein sehr schwerer Boden hier. Ein sehr interessantes Land, ein chancenreiches Land, lieber Herr, aber ein schwieriger Boden. Böse Sache, wieder hochzukommen, wenn man einmal drunten ist."

„Das ist zweifellos richtig!" meinte Pips. „Man muß zweifellos Glück haben, um wieder emporzukommen. Man muß vielleicht sogar arbeiten. Aber Sie haben heute Glück. Aus Gründen, die Sie gar nicht verstehen, und die Sie absolut nichts angehen, bin ich heute sehr guter Laune. Ich schenke Ihnen fünf Dollars. Wenn Ihnen das eine Hilfe bedeutet, soll's mich freuen. Aber bemerken möchte ich, daß ich durchaus nicht grün bin. Die Sache macht mir eben Spaß, verstehen Sie?"

Pips legte fünf glänzende Silberdollars in die Hand des Mannes. Der Bettler nahm sie rasch, gierig. Eine merkwürdige Veränderung ging mit ihm vor. Das Gedrückte, Devote verschwand. Er richtete sich straff auf.

„Ich dank' Ihnen," sagte der Bettler. „Sie haben mir mehr gegeben, als Sie vielleicht wissen. Und ich dank' Ihnen. Das vorhin mit den paar Dollars war unverschämt von mir. Aber unsereins wird leicht unverschämt. Ich hatte nur auf ein paar Nickel gehofft. Dieser Fünfer, Herr, der bedeutet, daß ich wieder hochkomme."

„Na, na!" lächelte Pips.

„Herr, wahrhaftig! Ich hab' eine Idee. Und mit den fünf Dollars kann ich was machen aus meiner Idee. Wo sollte ich fünf Dollars herbekommen? Hierzulande schenkt einem kein Mensch baares Geld, höchstens ein Grüner von drüben." (Pips grinste.) „Und wer giebt mir altem Kerl Arbeit? Herr, ich dank' schön. Jetzt wird 'was aus meiner Idee."

„Faktisch? Mit fünf Dollars?" fragte Pips neugierig.

„Jawohl! Sehen Sie, hier in New York werden Tausende von kleinen Blechautomobilen für Kinder verkauft. Die Dinger kosten im großen nur ein paar Cents. Und sind sehr beliebt. Die Kleinen wollen eben die Großen nachäffen. Aber etwas fehlt diesen Kinderautomobilen. Nun rathen Sie mal, was diesen Automobilen fehlt? Was ist das Charakteristische an einem Automobil?"

Pips war voll von Interesse. „Schnelligkeit?" meinte er.

„Unsinn!" schrie der Alte. „Das ist Kindern ganz gleichgiltig. Wenn sie das Ding an einer Schnur hinter sich herziehen, finden sie, daß das schnell geht. Nein, das ist es nicht. Nein, Herr, es ist etwas anderes. Ein Automobil entwickelt Dämpfe. Diese Dämpfe riechen. Diese Dämpfe riechen übel, sozusagen. Das ist das Charakteristische an einem Automobil. Stinken muß es . . . Herr . . ."

Pips lachte, daß er fast erstickte. „Mensch!" prustete er hervor, „wie wollen Sie denn nun diesen Kinderautomobilen den — ach, du Grundgütiger — den so nöthigen Geruch beibringen?"

„Das ist eben meine Idee," sagte der Bettler begeistert. „Ich kauf' mir diese billigen Blechautomobile fix und fertig. Dann mach' ich unter jedes zwei Gummibälle. In den einen Gummiball kommt Staub hinein. Der andere wird mit Benzin gefüllt. Wissen Sie, mit einer gewöhnlichen Sorte, die recht riecht. Wenn man dann eine starke Feder so einstellt, daß sie auf die Gummibälle drückt, dann ist eine Staubwolke hinter dem Automobil und es — na, man riecht es! Mehr kann ein Kind doch nicht verlangen! Ist das nicht großartig?"

„Fein—ein!" wimmerte Pips, der kaum mehr sprechen konnte vor Lachen. „Fein! Und wie wollen Sie das mit fünf Dollars inscenirren?"

„Oh, das ist doch einfach," meinte der alte Mann entschieden. „Sehen Sie, ich kaufe mir für fünf Dollars Material. Dafür bekomm' ich hundert von diesen Blechautomobilen, zweihundert Gummibälle und die Sprungfedern. Dann mach' ich die neuen Autos zurecht. Und dann verkauf' ich sie an einem Nachmittag für 25 Cents das Stück. Das macht schon 25 Dollars. Na, und dann mache ich neue. Und dann stelle ich Jungens an zum Verkaufen. Wissen Sie, die Zeitungsjungen von New York sind famos für so etwas. Diese halten den Passanten meine Automobile so lange unter die Nase, bis sie eins kaufen, nur um den Geruch loszuwerden . . . Großartig, Herr, nicht wahr, das ist gro—oßartig!!"

Pips bekam einen Lachkrampf. Er lachte, lachte, lachte. Thränen des Lachens standen ihm in den Augen. Und wie durch einen Schleier hindurch sah er, wie der alte Mann mit einer tiefen Verbeugung seinen Schlapphut zog. Und kerzengerade, hochaufgerichtet, elastischen Schrittes ging er die Parkstraße hinunter.

Pips ging lachend ins Hotel zurück und aß sehr gut zu Abend. Der komische alte Kauz wollte ihm nicht aus dem Kopf. Er kam gar nicht aus dem Lachen heraus. Dann wurde er ernsthaft. Und — machte sich ein Memorandum . . .

* * *

Die Weihnachtsmärkte in Hamburg, in Berlin, in Breslau, in Dresden und Leipzig, in München und Magdeburg waren damit überschwemmt. Die Verläufer machten Bombengeschäfte, und obendrein war es ihnen ein Heidenspaß, auf die Feder der kleinen Teufelsmaschine zu drücken und gröhlend zu schreien:

„Pips-Auto-Pest!!"

Keinen Stammtisch gab es, an dem nicht irgend ein bierehrliches Mitglied den neuesten „Auto-Ulk" verübt hätte. Pips-Auto-Pest fand reißenden Absatz. Und Pips verdiente ein Sündengeld . . .

Jener New Yorker Bettler aber hatte die fünf Dollars noch am selbigen Abend in altem Bourbon-Whiskey angelegt . . . Und das ist das Komische an dieser Geschichte. —

Beim Wort genommen.

Schauspieler (Engagement suchend): „Herr Direktor, mein Talent ist nicht unbedeutend, meine Erscheinung angenehm, mein Organ vorzüglich — mit einem Worte, ich kann mich sehr gut empfehlen."

Direktor: „So, können Sie das? Nun gut, dann empfehlen Sie sich."

Schnell erfaßt.

Arzt (zu einer Bauersfrau): „Ja, liebe Frau, Ihre Zunge ist sehr stark belegt, da müssen Sie einige Tage strenge Diät halten!"

Frau (zu ihrem Mann): „Ja, was ist denn das, Diät halten?"

Mann: „Ich denk' mix, du sollst a paar Tage zu Haus 's Maul halten, wozu hätt' denn sonst der Doktor dir 'reingeschaut."

Die Doppelfirma.

Humoreske von Ernst Rewiek.

„Glück muß der junge Mensch haben!" jubelte Fritz Renga und rieb sich vergnügt die Hände.

Glück hatte er heute wirklich gehabt. Denn wenn der lästige Konkurrent in's Zimmer tritt und sagt: „Ich möchte mein Geschäft verkaufen, kaufen Sie's sammt der Firma, Sie sollen es ganz billig haben!" so ist das eben ein Glücksfall.

Fritz Renga hatte natürlich zugegriffen. Vierzehn Tage später waren die Firmen: Samuel & Co. und Renga & Sohn auf seinen Namen im Handelsregister eingetragen. Fritz „machte" in Vogelfutter en gros. Seine Spezialität war Kanarienfutter. Als Inhaber von Samuel & Co. führte er nun auch als Spezialität Papageienfutter.

Wie schmunzelte er, als er vom Postboten die Bestellungen für Samuel & Co. und Renga & Sohn in Empfang nehmen konnte. Früher war er mit der Ausführung der Bestellungen um 10 Uhr fertig. Jetzt konnte er niemals vor 12 Uhr zum Frühschoppen gehen. Sein Weizen blühte. Er pfiff sich vergnügt ein Liedchen nach dem andern. Ja, er nahm sich sogar einen Lehrling, zumal der nichts bekam, aber tüchtig arbeiten mußte.

Eines Morgens traf ein Brief ein mit folgendem Inhalte: „Geehrter Herr Samuel & Co.! Ich schrieb Ihnen vor drei Wochen, daß mein Kakadu „Mohrchen" schwer erkrankt sei. An der Krankheit kann nur Ihr Futter schuld haben. Ich habe Sie gebeten, Ihr Futter zurückzunehmen und mir anderes zu schicken, das bekömmlich ist. Ich fordere Sie noch einmal auf, mir das Futter umzutauschen, andernfalls haben Sie die Folgen Ihrer Handlungsweise zu tragen. Sie wissen, daß sich an Ihrem Orte noch die Firma Renga & Sohn befindet, die sehr empfohlen wird! Hochachtungsvoll: Fräulein Anna Mikala."

Renga setzte sich sofort hin und antwortete der Entrüsteten: „Geehrtes Fräulein! Unser Futter ist das beste. Es kann nicht daran schuld sein, daß Ihr „Mohrchen" erkrankt ist. Daher nehmen wir es auch nicht zurück. Was Ihre Drohung anbetrifft, bei der Konkurrenz kaufen zu wollen, so schreckt sie uns nicht. Unsere Kundschaft ist so groß, daß wir auf eine Nörglerin ganz gut verzichten können. Hochachtungsvoll: Samuel & Co."

Zwei Tage später lief eine Karte von Fräulein Mikala an Renga & Sohn ein. Auf ihr wurden Samuel & Co. weidlich schlecht gemacht und Renga & Sohn um ein Mittel gebeten, das „Mohrchen" zu kuriren. Die Antwort lautete: „Wir sind der Meinung, daß nur das von der Konkurrenz gelieferte Futter an der Erkrankung Ihres Kakadu die Schuld trägt. Werfen Sie es schleunigst fort! Sie könnten sonst den Tod von „Mohrchen" bewirken. Anbei senden wir Ihnen 10 Pfund Futter, wie es Ihnen besser keine Firma liefern kann. Sie würden uns zu besonderem Danke verpflichten, wenn Sie uns über den Verlauf der Krankheit gütigst Bericht erstatteten . . ."

Die 10 Pfund wurden aus dem Sack von Samuel & Co. genommen. Vier Tage später schrieb das Fräulein an Samuel & Co.: „Mein liebes „Mohrchen" ist todt. Sie sind der Mörder. Und die Mordwaffe ist Ihr schändliches Futter! Das hat die Firma Renga & Sohn unzweideutig in ihrem Gutachten gesagt. Ich werde Sie verklagen, wenn Sie mir nicht innerhalb acht Tagen hundert Mark Schadenersatz zugehen lassen. Hundert Mark sind sehr wenig, da mein „Mohrchen" lachen, weinen, sprechen und quaken konnte, von welchen Künsten leider in den letzten Tagen seines Lebens nur die Quakkunst übrig geblieben war. Quakend ist mein theures „Mohrchen" aus dieser Welt geschieden. An dem Quaken sind Sie schuld . . ."

Am nächsten Morgen hatte die Betrübte folgendes Schreiben in der Hand: „Wir sollen an dem Quaken Ihres Kakadus schuld sein?! Das ist eine starke Behauptung, für die Sie auch nicht den Schatten eines Beweises erbringen können. Wenn Sie das Quaken so sehr vermissen, so kaufen Sie sich einen Laubfrosch; der besorgt das noch besser wie ein Kakadu! Schadenersatz lehnen wir durchaus ab. Das Urtheil der Konkurrenz erscheint absolut belanglos, da es von Neid und Mißgunst eingegeben ist. Hochachtungsvoll Samuel & Co.

Fräulein Ambrosia Mikala wurde in einen solchen Zorn versetzt, daß sie ihren Kaffee unberührt ließ. Sie, die Friedlichste der Friedlichen, sie, die Gutmüthigste der Gutmüthigen, entschloß sich zum ersten Male im Leben, den Schutz des Gerichtes anzurufen. Samuel & Co. mußten büßen, das stand bei ihr fest. Und Renga & Sohn mußten als Sachverständige vorgeladen werden, das war ebenso selbstverständlich.

So kam die Sache vor den Kadi.

Fritz Renga war ein wenig „in Schwulibus", als ihm die Anklageschrift für die Firma Samuel & Co. und die Bestallung als Sachverständiger in seiner Eigenschaft als Inhaber der Firma Renga & Sohn zugestellt wurde. Das könnte böse werden! Schleunigst machte er sich zu einem Rechtsanwalt auf und trug dem die Sache vor. Als er wieder zurückkehrte, schmunzelte er.

Eine Woche danach saß er auf der Anklagebank, von Fräulein Ambrosia mit einem Hagel von giftigen Blicken überschüttet. Der Richter schlug den Parteien eine gütliche Vereinbarung vor. Fritz Renga lehnte ab, Fräulein Ambrosia ebenso, unter Augenrollen und Händefuchteln, so daß sie zur Ruhe ermahnt werden mußte. So wurde denn in die Verhandlung eingetreten.

Renga stellte den Antrag, den Sachverständigen, Thierarzt Wals, zu vernehmen, der die Behandlung des Kakadus gehabt. Das Gutachten von Wals besagte, „Mohrchen" sei an der Fettsucht zu Grunde gegangen.

Renga: „Dann ist das Futter also tadellos gewesen?"

Wals: „Ganz gewiß."

Frl. Mikala: „Das ist nicht wahr! Ich beantrage, meinen Sachverständigen zu verhören!"

Der Richter: „Ich bitte den Herrn Sachverständigen sich zu äußern."

Fritz Renga tritt vor.

Der Richter: „Sie?"

Renga: „Ja, als Inhaber der Firma Renga und Sohn."

Frl. Mikala: „Das ist unerhört!"

Der Richter: „Mäßigen Sie sich, Fräulein! Beklagter, wollen Sie uns nicht die Sache erklären?"

Renga: „Ich bin Eigenthümer zweier Firmen."

Frl. Mikala: „Ach, ich arme Betrogene!"

Der Richter: „Lassen Sie diese Ausrufe! Wollen Sie nicht lieber die Klage zurückziehen?"

Da sie das nicht thut, bleibt nichts weiter übrig, als das Urtheil zu fällen: „Der Angeklagte wird freigesprochen. Die Kosten des Verfahrens fallen der Klägerin zur Last. Das Gericht hat angenommen, daß die Ursache des Todes von „Mohrchen" lediglich die Fettsucht sei, die Fettsucht aber niemals von schlechtem Futter herrühre, sondern von gutem. Die Klägerin hat den Tod des Kakadus selbst durch Ueberfütterung verschuldet, der Angeklagte ist in keiner Weise hierfür verantwortlich zu machen."

Fräulein Ambrosia wankte wie gebrochen hinaus. Ihre letzten Worte im Gerichtssaal waren: „Und er hat doch so schön gequakt!"

Der empört auffahrende Richter mußte durch die Rechtsanwälte aufgeklärt werden, daß sich der Seufzer lediglich auf „Mohrchen" bezogen habe.

Richtig angewendet.

Prinzipal: „Bedauere, von Ihrem Angebot keinen Gebrauch machen zu können. Ich nehme nur gesunde Leute."

Bewerber: „Aber ich bin doch gar nicht krank!"

Prinzipal: „Na, Ihren vielen Zeugnissen nach scheinen Sie stark am Wechselfieber zu leiden."

So eine dumme Frage.

A.: „Sie haben also drei Frauen gehabt. Na, sagen Sie 'mal, welche war denn nun eigentlich die beste?"

B.: „Sonderbare Frage! Beißen Sie in drei saure Aepfel, und sagen Sie mir dann, welcher der süßeste ist!"